

Franz Kafka und wir ; Das Wiedersehen

Autor(en): **Regenass, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 26

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-605779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am 3. Juli 1983 jährt sich zum Hundertsten Mal der Geburtstag von Franz Kafka. Er ist längst zu einer Legende geworden, die Literaturwissenschaftler haben ihn mit Beschlag belegt, zahllos sind die Abhandlungen über sein Werk und seine Person.

Es soll hier im Nebelspalter nicht auch noch eine tiefschürfende Analyse nachgeliefert werden, vielmehr geht es darum, sich eines Schriftstellers zu erinnern, dessen Werk unser Bewusstsein prägte, der aber auch mit hellseherischer Gabe vorausgesehen hat, was uns erwartet und zum Teil – leider – bereits eingetroffen ist: die Angst vor dem Ungewissen, vor der Anfälligkeit des Menschen, auf die falschen Propheten zu hören und damit ihren eigenen Untergang vorzubereiten, das Anonyme der Macht, dem wir mehr und mehr ausgeliefert sind. Aber Kafka wäre nicht ein gläubiger Mensch gewesen, hätte er dem Grauen vor der herannahenden Zukunft, die sich im Ersten und Zweiten Weltkrieg schrecklich zu verwirklichen begann und uns heute mit der Aufrüstung endgültig zu verschlingen droht, nicht etwas entgegengesetzt, das Hoffnung heisst.

Die Fragwürdigkeit des Menschen und der Welt findet ihren Gegenpol im Wissen, dass «der Mensch nicht

RENÉ REGENASS

Franz Kafka und wir

leben kann ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als das Vertrauen ihm dauernd verborgen sein können». Diese Notiz Kafkas ist vielleicht der geheime Punkt, um den alle menschliche und metaphysische Unruhe seines Werks kreist. Es ist überhaupt nicht denkbar ohne das Schicksal, das die Tradition des jüdischen Glaubens in der modernen, «aufgeklärten» Welt erlitten hat.

Wie heutig und gegenwärtig klingen seine Worte in unsere Ohren – sofern sie nicht schon taub sind –, wenn er von der Angst schreibt, die ihn zeitlebens in eine Unruhe versetzte, vor der er zu fliehen hoffte, die ihn aber immer von neuem einholte: «... ich suche etwas Nicht-Mittelbares mitzuteilen, etwas Unerklärliches zu erklären, von etwas zu erzählen, was ich in den Knochen habe und was in diesen Knochen er-

lebt werden kann. Es ist ja vielleicht im Grunde nichts anderes als jene Angst, von der schon so oft die Rede war; eben Angst ausgedehnt auf alles, Angst vor dem Grössten wie dem Kleinsten, Angst, krampfhaft Angst vor dem Aussprechen eines Wortes. Allerdings ist diese Angst vielleicht nicht nur Angst, sondern auch Sehnsucht nach etwas, was mehr ist als alles Angsterregende.»

Leider hat es die Menschheit bis jetzt nicht verstanden, dieser Angst Herr zu werden, sie zu bezwingen, im Gegenteil: die Angst hat sich potenziert, die technischen Möglichkeiten, die Erde auszulöschen, haben das Grauen ins Unfassbare gesteigert. Wir haben uns angemastet, die Frage nach dem Tod selber zu beantworten. Die Raketen sind nur ein Beispiel.

Aber was tun wir dagegen? Jeder Schritt, diese Angst abzubauen, und somit die Angst des einzelnen vor

Die nachstehende anekdotische Geschichte will sich nicht an Kafka messen – das wäre vermessen. Hingegen möchte sie an den grossen Dichter erinnern, auf eine Weise, die ihn aus den Verschüttungen der Germanistik herausholt in die Wirklichkeit, in unsere Wirklichkeit. Kafka ist lebendiger denn je, was er uns gibt, sind

René Regenass

Zum hundertsten
Geburtstag von
Franz Kafka
am 3. Juli 1983

Das Wieder- sehen

Vor noch nicht allzu langer Zeit fand in Prag wieder einmal ein internationaler Germanistenkongress statt. Und wie es sich für den Ort des Treffens gehörte, waren die Referate und Kolloquien dem Dichter Franz Kafka gewidmet.

Aus Überdross an den endlosen Vorträgen und Diskursen sowie einer plötzlichen Eingebung folgend entfernte sich am dritten Tag des auf eine Woche angesetzten Kongresses Professor Ernst von Anstett von seinen Kollegen, um wenigstens für eine Stunde allein zu sein. Er nahm sich vor, die Altstadt zu besichtigen, vor allem das Geburtshaus Kafkas. Damit hätte er auch eine Begründung, sollte ihn jemand nach der Rückkehr auf seine Abwesenheit hin befragen.

Auf dem Kopfsteinpflaster wurden jedoch seine Füsse rascher, als er dies erwartet hatte, müde und begannen zu schmerzen. So begab er sich in das Café, das ihm unterwegs auf seinem Spaziergang durch die grossen, mit Jugendstilornamenten verzierten Fenster aufgefallen war.

Kaum hatte sich Professor von Anstett niedergelassen, als er verwirrt die beschlagene Brille abnahm, um sie mit dem Taschentuch zu reinigen, den feuchten Film, der sich beim Eintritt in die Wärme des Lokals gebildet hatte, wegzureiben. Hastig setzte er sie wieder auf und blickte erneut in die Richtung, wo er den Mann gesehen hatte; tatsächlich: dieser gleich zum Verwechseln dem Dichter, über den die Tagungs-

teilnehmer wohl noch immer unentwegt debattierten.

Professor von Anstett fasste sich ein Herz, erhob sich und ging zu dem Mann hin, sprach ihn folgendermassen an: Verzeihen Sie bitte, mein Herr, dass ich als Fremder Sie belästige, das ist sonst wahrhaftig nicht meine Art, doch ich musste es wagen, denn Sie erinnern mich, nein, ich glaube sogar, dass Sie Franz Kafka, der berühmte und von mir bewunderte Dichter, dessen Werke zurzeit Gegenstand des hier stattfindenden Kongresses sind, sein müssen.

Der also Angesprochene sah langsam hoch, seine dunklen Augen trafen sich mit denen des nunmehr verschüchterten Professors. Warum lassen Sie sich nicht im Glauben? sagte der

der Sinnlosigkeit eines Daseins, das jederzeit den Tod bedeuten kann, wird schnell diffamiert. Wir bekämpfen die Angst nur mit neuer Angst.

Kafka war ein religiöser Mensch. Er empfand, wie Hiob, die Notwendigkeit der Rechtfertigung, weil er die Freiheit des Menschen zwischen Gut und Böse wahrnahm. Doch in der ständigen Entfernung des Menschen von diesem höheren Gesetz wurde auch die Freiheit verspielt. Die Figuren in Kafkas Werk stehen daher in einem dauernden polaren Verhältnis zu Instanzen: der Mensch nähert sich ihnen, wird sogar vorgeladen, kennt aber den Grund dafür nicht, die das Gesetz verkörpernden Instanzen entfernen sich um so weiter, je näher der einzelne ihnen kommt.

Kafkas Denken begreift auch die Bedingtheit menschlichen Erkennens, die es auszuhalten gilt. Die allerletzte Instanz, Gott, ist entrückt, unerreichbar geworden. Der Tagebuchsatz fasst diese Erkenntnis zusammen: «Sich nicht aufgeben! Wenn auch keine Erlösung kommt, so will ich doch jeden Augenblick ihrer würdig sein.» Damit schlägt die angstvoll erfahrene Ungewissheit um in ein neues Vertrauen in das Unzerstörbare. Doch sind wir

nicht, hundert Jahre nach Kafkas Geburtstag und knapp sechzig Jahre nach seinem frühen Tod, dabei, dieses letzte Vertrauen, diese letzte Hoffnung endgültig zu zerstören?

Den Dichter Kafka wiederlesen ist ein Abenteuer, eine gefährliche Wanderung. Sein Werk greift mitten in unsere Existenz, und die Verhältnisse, die uns entgegentreten, die Personen, mit denen wir Bekanntschaft machen – es sind Menschen auch von heute. Macht, Furcht und Schrecken sind noch grausamer und anonym geworden, der Tod noch sinnloser. Das ist eine Botschaft, die nicht jeder gerne vernimmt. Aber wer stellt sich schon freiwillig der Wahrheit? Kafka hat sich mit dem Schreiben der Hoffnungslosigkeit entgegengestellt, indem er sie benannt hat. Diesen Mut gilt es zu würdigen, jene Unerschrockenheit, von der seine Freundin aus der letzten Lebenszeit, Milena Jesenská, schrieb: «Er steht neben den Menschen und schaut sie verwundert an. Er ist nie in ein schützendes Asyl geflohen, in keines. Darum ist er allem ausgesetzt, wovor wir geschützt sind. Er ist wie ein Nackter unter Angekleideten.»

Kafka also nicht feiern, sondern ihn lesen; er hat uns viel zu sagen.

Biographische Notiz



Franz Kafka wurde am 3. Juli 1883 in Prag geboren, verließ seine Heimat nur selten und starb im Alter von knapp 41 Jahren, am 3. Juni 1924, an Tuberkulose. Von Beruf Jurist, arbeitete Kafka vierzehn Jahre lang für die Prager «Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt», betrachtete jedoch sein abendliches und nächtliches Schreiben als sein «einziges Verlangen», ohne es zu seinem Hauptberuf machen zu wollen oder zu können. Seine Jugend war einsam, die Erziehungsmethoden in seinem Elternhaus waren starr und unnachgiebig, beschränkten sich auf Befehle. Besonders zu seinem Vater hatte Kafka zeitlebens ein gebrochenes Verhältnis. Das seelenlos-brutale Unverständnis begleitete ihn, floss auch in seine Arbeiten ein; «Macht» war für Kafka von Kindesbeinen an kein abstrakter Begriff. «Immer wieder empfand er die Welt als zerstörerische Gefahr für jene innere Klarheit und Wahrhaftigkeit, die sich unmittelbar in der knappen, kühlen, wortarmen Sauberkeit seiner Sprache ausdrückt» (Klaus Wagenbach).

Werke, herausgegeben vom S. Fischer Verlag

«Amerika», Roman; «Der Prozess», Roman; «Das Schloss», Roman; «Erzählungen»; «Beschreibung eines Kampfes», Novellen, Skizzen, Aphorismen; «Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande»; Tagebücher 1910–1923; Briefe; Briefe an Milena.

Biographien

Max Brod «Franz Kafka» — Gustav Janouch
«Gespräche mit Kafka» — Klaus Wagenbach
«Franz Kafka».

seine Erfahrungen, seine Auseinandersetzung mit dem Menschen, der es nicht verstanden hat, sich auf dieser Welt einzurichten, der ein Unbehauster geblieben ist, umgetrieben von Angst und Hoffnung, gelenkt von Mächten, die er am eigenen Leibe erfährt, ohne sie je zu Gesicht zu bekommen.

dem Dichter Franz Kafka so ähnlich sehende Mann.

Auf eine solche Antwort war Professor von Anstett nicht gefasst, er musste erst schlucken und sich räuspern, als stünde er vor seinen Studenten, nur dass ihm jetzt die Selbstsicherheit fehlte.

Sie müssen wissen, wiederholte Professor von Anstett, dass gegenwärtig eine Tagung von Germanisten stattfindet, an der über Sie, Ihr Leben und Werk, Referate gehalten werden. Deshalb erlaubte ich mir, meine Vermutung, dass ich den geschätzten und verehrten Franz Kafka persönlich vor mir sehe, bestätigen zu lassen. Die Wahrheit hat viele Türen, sagte der schwarzhäufige Mann, in dem Professor von Anstett Kafka erkannt zu haben währte, und fügte leicht lächelnd

hinzu: Und jedem steht es frei, die richtige zu wählen.

Dann darf ich annehmen, dass Sie es sind, der leibhaftige Franz Kafka, der Verfasser des «Schlosses» und der von mir so bewunderten Erzählungen?

Sie stellen Fragen, und ich will keine beantworten, sagte darauf der Mann, der Kafka sein musste, wie Professor von Anstett nun mit ziemlicher Sicherheit unterstellte.

Aber bitte, erwiderte der Professor, es wäre mir eine Ehre, meinen Kollegen mitteilen zu können, dass ich Franz Kafka persönlich kennengelernt hätte.

Ich finde den Konjunktiv eine wunderbare Form, sagte der Mann, der ohne Zweifel mit Franz Kafka identisch war. Darum, fuhr Kafka weiter, wollen wir es dabei bewenden las-

sen, wir alle leben von der Möglichkeit, etwas anderes bleibt uns gar nicht übrig.

Jetzt stand der Mann, der niemand anders als Kafka sein konnte, auf, nahm Mantel und Hut und schritt eilig, aber nicht ohne Würde, aus dem Lokal.

Professor von Anstett ging zwischen den Stühlen und Tischen hindurch auf die Servier-tochter zu.

Sagen Sie, war der Herr, der soeben das Café verlassen hat, nicht der berühmte Dichter Franz Kafka?

Wissen Sie, sagte die Servier-tochter, ich interessiere mich nicht dafür, wer hier ein- und ausgeht, das überlasse ich anderen.

Als Professor von Anstett enttäuscht und zerstreut seinen Platz suchte, sah er sich im

Spiegel, der in die Wand eingelassen war. Und wie er sich, gedankenverloren, in Umrissen wahrnahm, dünkte ihn, irgend etwas stimme nicht. Nun fixierte er sich, richtete seine kurz-sichtigen Augen starr auf den Spiegel. Wieder beschlich ihn das Gefühl, da ginge nicht er, Professor von Anstett, sondern ein anderer, der ihm aber nicht weniger bekannt vorkam.

In seinem Kopf schob sich vor das Bild im Spiegel das Gesicht Franz Kafkas, das er wohl schon an die hundert Mal auf Photos betrachtet hatte. Professor von Anstett blieb verstört stehen, fuhr sich mit der Hand über die geschlossenen Augen. Sobald er sie wieder geöffnet hatte und auf seinen Tisch zuging, da sah er im Spiegel deutlich Franz Kafka auf sich zukommen.